

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-341579](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341579)

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Die beherzte Frau.

Das die Weiber durchschnittlich sich vor den Männern nicht fürchten, ist eine bekannte Sache, daß sie aber auch mit Spießbuben fertig zu werden wissen, beweist die nachfolgende Erzählung.

In der Schweiz lag ziemlich entfernt von andern Wohnungen eine Mühle. Der Müller hatte aber hie und da kein Wasser, und mußte dann, um seine Kunden zu erhalten, oft mehrere Wochen bei einem Beter, der im Nachbarorte eine Mühle hatte, das Getreide mahlen. In solchen Zeiten kam er dann selten vor Mitternacht nach Hause.

An einem solchen Tage, wo die Müllerin allein mit ihren bereits zu Bette gegangenen Kleinen zu Hause war, pochte es Abends in der Dämmerung an die Thüre, und herein traten zwei fremde Bursche, deren Aussehen gar wenig Tröstliches und Zutrauen Erweckendes für die Müllerin hatte. Kaum eingetreten, verlangten sie mit trotzigem Tone zu Essen, und als die Frau ihnen erklärte, es sei hier kein Wirthshaus, das Wirthshaus liege kaum eine Viertelstunde weiter, der Weg sei nicht zu sehen und die Nacht hell, erklärten sie kurzweg, sie seien müde, würden in irgend einem Winkel des Hauses vorlieb nehmen, und nicht weiter gehen. Darauf forderten sie nochmals zu Essen.

Was war da zu machen? Die Müllerin dachte bei sich selbst: Zeit gewonnen, Alles gewonnen, und Zeit wollte sie gewinnen, um zu warten, ob Gott ihr nicht ein Mittel bieten möchte, der schlimmen Gäste los zu werden; denn aus dem Hause konnte sie nicht, weil sie von ihren ungeladenen Gästen scharf im Auge behalten wurde, und sie dann ohnedies Alles dem Raube preisgegeben hätte.

Also holt sie eine Flasche Wein und Brod aus dem Keller, und setzt beides den Fremden vor. Darauf geht sie in die Küche, von da in die Kammer und horcht, was die Beiden in der Stube miteinander verhandeln. Wie groß aber ist ihr Schrecken, als sie deutlich vernimmt, wie die Fremden miteinander verabreden, die Müllerin zu ermorden, und dies so bald als möglich.

Da war keine Zeit zu verlieren. Schnell und leise eilt sie in die Küche zurück, richtet die Suppe sogleich an, trägt die große Schüssel in die Stube, und — anstatt sie auf den Tisch zu setzen, schüttet sie den siedend heißen Inhalt dem Einen über den Kopf. Blitzschnell ergreift sie die Weinflasche auf dem Tisch, zerfmettert dieselbe dem Andern, der sich noch nicht von der Ueberraschung über die schnelle Tausche seines vor Schmerz am Boden schreienden Kameraden erholt hatte, — ins Gesicht, eilt so schnell sie kann zur Thür hinaus in's Dorf. Die sogleich mit ihr zurück-

Landbote 1854.

kommenden Bauern fanden das übel zugerichtete Paar noch vor Schmerz und Ueberraschung betäubt und konnten dieselben ohne große Mühe binden, und der nächsten Gerichtsbehörde übergeben, wo man sogleich alle Instrumente bei ihnen fand, die zum edlen Diebs- und Räuberhandwerk gehören, und wo sie bald darauf in's Zuchthaus abgeliefert wurden.

Das Mütterchen von Husum.

(Mit einer Abbildung.)

In dem Lande Schleswig, das der liebe Leser seit dem Jahre 1848 so oft hat nennen hören, als ein Land von ächt deutschem Sinn und Muth, in dem manches deutschen Mannes Gebeine ruhen im lockern Sand am Ufer, und in welchem jetzt wieder der Dänenkönig schaltet und waltet, als ob es nie ein Deutschland gegeben hätte, und als ob die Schleswiger seit Adams Zeiten seine rechtmäßigen dänischen Unterthanen wären, — also in dem Lande Schleswig steht am Ufer des Meeres das Städtlein Husum.

Daß es dort kältere Winter hat als bei uns, weiß der Leser wohl. Wie aber in allen Ländern jener nördlichen Gegenden das Schlittschuhlaufen eine allgemein verbreitete Kunst ist, welche das Kind mit 3—4 Jahren schon anfängt, und Mann und Frau verstehen, und sechzigjährige Greise noch treiben, so ist es auch in Schleswig.

Einmal im Winter, an einem besondern Tage geht dann Jung und Alt hinaus, und im Windesflug eilen sie dahin über die spiegelglatte Eisdecke des Meeres, und kehren erst heim, wenn der Abend sich lagert über der weiten Ebene, und sie mahnt an Essen und Nachtruhe.

Draußen hart am Strande stand eine bescheidene Fischerhütte. Der Fischer war schon vor zwanzig Jahren nicht wieder heimgekommen, und hatte in des Meeres stiller Tiefe sein letztes Ruhebett gefunden. Kinderlos, aber auch hilflos war die arme Wittwe. Seit zwanzig Jahren hatte sie in der einsamen Hütte am Meeresufer zugebracht, und das Brausen der ferneren Wogen, und das kleinste Wölkchen, das am Himmel aufstieg, waren ihr vertraute, bekannte Dinge, deren Bedeutung sie kannte, deren Stimme und Zeichen sie verstand. Seit vier Jahren war sie lahm geworden, und nur mühsam an Krücken vermochte sie sich vor ihre Hütte zu schleppen, wenn die freundliche Abendsonne die Meereswogen blutroth färbte, und sie gemahnte, daß auch ihre letzte Abendsonne herankam.

Die Bewohner von Husum, Groß und Klein, Alt und Jung, Mann und Weib, Alles war vorbeigezogen an ihrer Hütte, und wenige hatten in ihrer Freu-

B

de das alte Mütterchen am Strande vergessen, und ihr Dies und Jenes mitgebracht für ihre bescheidene Tafel. Es war drei Uhr Nachmittags, das Mütterchen sitzt vor ihrer Hütte, drüben auf der überfrorenen Tiefe fliegen die Bewohner von Husum in fröhlichem Treiben durcheinander. Da erhebt sich am fernem Himmel ein Wölkchen, und dann wieder eins und noch eins, und das geübte Ohr der alten Fischerfrau hört in weiter Entfernung das Brausen des Meeres. Bange blickt sie da zu den Wolken, ängstlich horcht sie auf das ferne Getöse der Wellen. Drüben aber im bunten fröhlichen Menschengetümmel hört und sieht es keiner.

Und doch sind das sichere Zeichen des nahenden Sturmes, warnende Vorboten einer anstürmenden Meeresfluth. Wenn die fröhlichen nicht in Zeiten darauf achten, so sind sie verloren. Da erhebt sich das Mütterchen von ihrer Bank, ruft aus Leibeskräften, aber ihre Stimme ist zu schwach geworden, und die Sorglosen sind zu weit. Sie kriecht mit Mühe vorwärts, so weit sie kann, sie entfaltet ein Tuch an einer Stange, aber die Glücklichen sehen es nicht.

Und größer und immer größer werden die Wellen in der Ferne, und lauter das Grollen des drohenden Meeres und mächtiger das Krachen des herstehenden Eises am Ufer hin. Da eilt die Arme zurück in ihre Hütte, reißt in banger Hast einen Feuerbrand vom Heerde, wirft ihn hinein in ihre Hütte, wo dürres Meergras aufgebäuft war zum Schutz gegen die grimmige Winterkälte; und mit Blitzesschnelle lodert die prasselnde Flamme empor durch das alte dürre Gebälke, und hoch aus dem Giebel steigt eine leuchtende Feuersäule zum Himmel. Das wecket die Schlittschuhläufer aus ihrer Sorglosigkeit. Vor ihnen die brennende Hütte der guten Mutter, und hinter ihnen die heranstürzenden Wogen der Sturmfluth jagte die kaum noch so fröhliche Menge in banger Todesangst dem Ufer zu. (Siehe die Abbildung) Und siehe, des Herren Hand war über ihnen Allen, mit dem Letzten der Geretteten brauste auch die mächtige Meeresfluth an's Ufer, und, wo vorher Hunderte in heiterem, arglosem Spiele sich getummelt hatten, wälzten sich jetzt halbhaushohe schäumende, sturmgepeitschte Meereswellen.

Keiner war des gierigen Wassers Beute geworden; aber klagend umstanden sie Alle das treue Mütterchen vom Strande, wie sie da lag vor ihrer niedergebrannten Hütte. Schrecken und Freude hatten ihre morische Kraft überwältigt, aber das verklärende Lächeln einer guten That leuchtete noch auf ihrem Angesicht.

Der reiche Vetter.

Der reiche Vetter lag im Sterben. Wenn ihm vorher die Besuche naher und ferner Anverwandten wi-

derwärtig waren, die da kamen, sich nach seiner werthen Gesundheit zu erkundigen, zu fragen, wie er die Nacht geschlafen, und was er geträumt, die ihm zum Geburtstag und zum Neujahr pünktlich Glück und ein langes Leben wünschten, während sie ihn je eber je lieber dorthin begleitet hätten, wo man keine Zinsen mehr braucht und keine Kapitalen, — so empfand er jetzt besonders ein wahres Grauen, wenn er an die wahrscheinlichen zahlreichen Besuche seiner lieben Vettern und Basen dachte. Ihm war's, als sähe er schon um sich und sein Sterbebette ihre jämmerlichen Trauergesichter, hinter denen, wie hinter einer Larve, die fröhliche Hoffnung auf baldige Erbschaft lachte, als höre er schon ihre zuckersüßen Redensarten, hinter denen der gierige Schall der Habsucht hinüberschielte nach der vollen Geldkiste und den schönen Kapitalbriefen des reichen Vettters. Eine solche Gesellschaft war ihm in den Tod zuwider, und der Kalendermann muß es gestehen, wenn er ein reicher Mann wäre, wie nicht, er ließe sich auch lieber vom Ersten Besten die Augen zudrücken, als von solchen lieben Vettern und Anverwandten.

Item der reiche Vetter ließ an seine ganze Vettertschaft schreiben, er wisse, daß es mit ihm Matthäi am Letzten sei, aber er bitte um ein ruhig Sterbestündlein, verbitte sich alle Besuche seiner lieben Anverwandten, und werde den enterben, der sich dennoch einstelle. Ob das wirkte! Da gab es eine Mäuschenstille unter der ganzen Sippschaft, da ließ keiner sich blicken, und auf Straßenlänge wichen sie dem Hause des lieben Vettters aus, damit er ja keinen von Weitem erblicken möchte, und ihn im Testament dafür strafen.

In der Nachbarschaft aber wohnte ein armes Bäcklein, eine Niichte des Sterbenden, die hatte früher zwar immer dem Onkel Liebe und Treue erwiesen, wo sie konnte; aber mit zu viel Besuchen hatte sie ihn nie belästigt, denn sie war arm, und brauchte ihre Zeit zur Arbeit.

Kaum hat diese die Krankheit des Onkels und sein strenges Verbot vernommen, so macht sie sich auf den Weg zu ihm und läßt durch die alte Hausbälterin um Zutritt zu dem Kranken bitten. Dieser ist höchlich erstaunt über ihr Erscheinen, und frogt sie, ob sie sein strenges Verbot nicht kenne. Freilich kenne ich es, lieber Onkel, aber gerade deshalb bin ich gekommen, ich kann's nicht über's Herz bringen, Sie so allein zu wissen in Ihrer Krankheit. Und so blieb sie bei ihm, pflegte ihn mit aufopfernder Liebe, erheiterte ihm die letzten Stunden seines Lebens, und drückte ihm endlich weinend die Augen zu zum letzten Schlummer.

Da war auf einmal wieder Leben unter der Vettertschaft, da war unverhohlene Freude zu lesen auf allen Angesichtern, und kaum konnten sie es erwarten, bis der liebe Vetter sechs Fuß unterm Boden lag, um vor Notar und Zeugen das Schreibpult des



Verstorbenen zu öffnen, und da den Schatz, das glückverheißende Testament zu entdecken.

Es war auch bald gefunden, eröffnet und verlesen wie folgt:

„Ich N. N. vermache hier durch dies eigenhändig von mir geschriebene Testament meiner Nichte N. N. mein ganzes Vermögen, weil sie die Einzige in meiner Verwandtschaft war, welche treue Liebe höher gehalten hat, als Geld und Gut. Damit aber meine lieben Vettern doch ihre vielen Besuche und Glückwunschsreiben an mich nicht umsonst gemacht haben, so vermache ich jedem derselben die runde Summe von 100 fl., welche meine Nichte an dieselben auszuzahlen hat.“

Da ward die Fröblichkeit der guten Vettern in Traurigkeit verwandelt, und auf Umwegen ging ein Jeder nach Hause, damit Niemand die langen Gesichter sehen möchte, die sie beintrugen.

Die wohlfeile Reise.

Der Kalenderschreiber ist zwar ein großer Bauernfreund, und weiß gar wohl das Gute an diesem Stande zu schätzen und zu loben; aber die Wahrheit geht ihm über Alles, und frei von der Leber zu reden gegen Hoch und Nieder, ist ihm eine wahre Herzensfreude. Gibt's dabei auch vielleicht ein langes Gesicht und eine Faust im Sack, nun was thut's! Wenn nur das Wetter nicht einschlägt, und die Faust im Sack bleibt! Wenn gute Freunde einander gehörig die Wahrheit gesagt, und die Farbe bekant, vielleicht mit Worten gegeneinander angestossen haben, so geben sie sich nachher wieder die Hand, und stoßen an bei einem guten Gläslein Alten auf Versöhnung und Freundschaft. Also!

Eine gar schlimme Gewohnheit hat der Bauersmann, und diese hat er auf der Landstraße, wie in Hof und Haus. Wenn du auf der Straße dahinziehst, vielleicht matt und müde von langer Wanderung, und es kommt dir so ein Bauersmann nachgefahren mit frischem, stattlichem Pferde, allein und breit sitzend in seinem Bernerwägelin, und du ruffst ihm zu: Guter Freund! könnte ich nicht mitfahren? so steht er er dich gar nicht oder mit großen Augen an von oben bis unten, gibt seinem Pferd einen Figer und denkt: der Herr kann spazieren gehen! Oder wenn du in's Dorf kommst, und gern ein Pferd oder Wägelchen hättest zum nächsten Orte, so kannst du, auch wenn's keine arbeitsvolle Zeit oder ein Sonntag ist, das halbe Dorf auslaufen, bis einer vom Bänklein vor dem Hause aufsteht, und dir eine Zehne fordert für ein Stündlein oder zwei, daß dir die Haare zu Berg stehen, und vielleicht die wenigen Sechsbäzner in deiner Tasche aufspringen, und nach Kameraden suchen. Ja, wenn er noch sagte: Es ist mir leid, lieber Herr, aber ich gehe am Sonntag in die Kirche,

Sie sollten's auch so machen, oder ihn zum Nachbar führte, damit der ihm den Gefallen thäte! Doch nichts von all dem, er könnte das Geld wohl brauchen, aber er schmaucht lieber sein Pfeiflein Knafter vor der Hausthür, und streckt begäglich die Beine übereinander, und gönnt dem Nachbar das Bißchen Verdienst doch auch nicht.

So ging es einmal einem Reisenden in Pommern, und es hätte ihm vielleicht im Hanauer Ländle, oder im Nied, oder im Markgrafenland eben so gehen können. obwohl die Pommerschen Bauern in dem Artikel vom dicksten Zwirn sind.

Unser Reisender also kam eines Tages, es war am Sonntag Nachmittag, müde und suflos in einem pommerschen Dorfe an, und obwohl er den Wirth hat, ihm für ein Fuhrwerk zur nächsten Stadt besorgt zu sein, es half nichts, er mußte mit den müden Beinen selber herumlaufen in Dorfe, und suchen. An mancher Hausthüre war er schon mit kurzer oder gar keiner Antwort abgezogen. Die Bauern saßen vor ihren Hausthüren, und dämpften. Da kommt er endlich noch zu einem Hause, und davor sitzt ein großer stämmiger Bauer mit der kurzen Pfeife im Munde. Ofter Freund, sagt der Reisende, könntet ihr mich in die Stadt fahren, ich will gerne gut bezahlen? Keine Antwort. Thut mir den Gefallen ein Geld und gute Worte! Keine Antwort. Was fordert ihr denn für das Stündlein zur nächsten Stadt für ein Wägelin mit einem Pferde?

Drei Thaler, brummt der Bauer, ohne nur aufzublicken. Das war denn doch dem müden Wandersmann zu rund, und er merkte wohl, daß es dem Pommer nur darum zu thun war, ihn loszuwerden. Im Umdrehen aber steht er ein Wägelchen Holz hinter dem Hause stehen, da fährt ihm ein Gedanke durch den Kopf. Er kehrt sich wieder zum Bauer hin, und sagt: Habt ihr kein Holz zu verkaufen, Freund? Ich suche ein halbes Klasten. Da steht der Bauer auf, zeigt ihm den Wagen hinterm Hause, und sagt: da steht's schon geladen! Was kostet das Holz? Zwei Thaler! Könnnt ihr mir es nicht heute noch in die Stadt führen? Ja Herr! Und so spannt der Bauer zwei stattliche Pferde vor den Holzwagen, und fährt schmauchend zum Dorfe hinaus, der müde Wandersmann hinten nach. Vor dem Dorfe sagt der Reisende: Ich werde wohl hinten darauf sitzen können? Warum nicht! sagt der Fuhrmann nebenhergehend, meine Pferde sind frisch und stark, und gestern den ganzen Tag im Stall gestanden. Am Thor steigt der Reisende ab, läßt den Bauer an den Holzmarkt fahren, verkauft dem ersten besten die Ladung für zwei Thaler, und zahlt dem Bauer das Holz.

Auf dem Heimweg kam's plötzlich dem Bauer, daß er doch eigentlich mit seinem Handel auf dem Holzweg sei, und er nahm sich fest vor, wenn wieder Einer käme, ihn nicht mehr auf den Holzwagen mitfahren zu lassen, sondern lieber gleich christlich zu fordern,

und den müden Holz nach der Stadt nicht mehr denken: Es da aber die Thaler ist eine an

Ritzen oder

Die kann man
für ansetzen. Ich
sah seine vier
daß er in der
Stüblein verp
voter war?
Büchermann
den Jahr etw
bet, nemlich
Laden im
er hätte ge
lein ein ich
Bürgerme
Schloß wo
und ließe
so gut wie
und zwar die
sei Meibelt ma
die doch im J
ein Meibelt
darauf gelov
und haben
dem Heide
weil sie in
nur die S
liegen ge
recht sich
gegeben h
anfern Zell
dem Bauer
Sand leiten
oder jahren
überzeugen,
oder Wägel
sicht haben,
der wird dort
fuß finden.

In einer
den war ei
Büchlein
Mehrerer
kommen,
aber auch

und den müden Wanderer für sein gutes Geld ohne Holz nach der Stadt zu fahren.

Nicht wahr, lieber Leser vom Bauernstande, du denkst: So dumm wäre ich nicht gewesen! Ob du aber dienstfertiger und gefälliger gewesen wärest, das ist eine andere Frage.

Nützen oder schaden die Tauben im Feld?

Wie kann man nur so fragen, wird der liebe Leser ausrufen. Ist der Kalendermann, der doch auch schon seine vierzig Jahrelein zählt, nicht so geschickt, daß er da Bescheid weiß, oder hat er das Viertelstündlein verpaßt, und ist eben geblieben, wie er vorher war? Keins von beiden, lieber Leser, der Kalendermann meint gerade, er habe mit dem vierzigsten Jahr etwas gelernt, was er vorher nicht gewußt hat, nemlich, daß es mit dem Schaden, den die Tauben im Feld anrichten, nicht so weit her ist, als er bisher geglaubt hat, und daß man den armen Vierlein ein schreiend Unrecht gethan, daß man sie von Bürgermeistersamts wegen wie Erbbschwärmer hinter Schloß und Riegel setzt, und ihnen Gottes freie Luft und liebe Natur verbietet, die doch für sie da sind, so gut wie für Rath und Bürgermeister. Die Hennen, und zwar die Kurhennen, denen man sonst auch allerlei Uebels nachsagt, wie den armen Täublein, und die doch im Jahr 1848 und 49 gewiß manchem Leser ein "Respect davor!" abgenötigt haben, sind zuerst darauf gekommen. Sie haben nemlich herausgebracht und haben's erprobt und bewiesen, daß die Tauben dem Felde kein Schaden sind, und zwar deswegen, weil sie im Felde nie den Boden aufscharren, sondern nur die Samentörnlein auflesen, die über der Erde liegen geblieben sind, und daher keine oder keine recht stockhaste oder gar brandige Halme und Aehren gegeben hätten, und dann, weil sie allein von allen unsern Feldvögeln die Vogelwede fressen, und damit dem Bauersmann im Jäten seines Ackers hilfreiche Hand leisten. Wer den Magen oder Kropf von wilden oder zahmen Tauben untersucht, wird sich davon überzeugen, und wer vor der Erndte ein Korn- oder Weizenfeld betrachtet, welches die Tauben besucht haben, und ein anderes, wo sie nicht waren, der wird dort keine, hier aber Vogelweden im Ueberfluß finden.

Der Bürge.

In einem Städtlein oder Dörflein des Oberlandes war ein reicher Müller, der hatte an ein armes Bäuerlein 150 Gulden zu fordern, und konnte trotz Mahnbrief und Zahlungsbefehl nicht zu seinem Gelde kommen, und wollte eben pfänden lassen. Da war aber auch nichts.

Siehe da kommt das Bäuerlein zu ihm, und schmunzelt gar freundlich und sagt: Herr Müller, jetzt ist uns beiden geholfen, ich kann gerade 200 Gulden Geld haben, und dann seid Ihr bezahlt, und ich bin der Schuld los; aber einen Bürgen brauch' ich noch, und den Gefallen werdet Ihr, denk' ich, mir und Euch selber wohl thun! Wenn's nur an dem fehlt, sagt der Müller, warum das nicht! Und das Bäuerlein hat das Geld geholt, mit des Müllers Bürgschaft, und den Müller richtig bezahlt auf Kreuzer und Heller, und noch dazu seine 50 blanke Gulden in der Tasche behalten. Aber nach Jahresfrist kommt der Better Johannes, der das Geld vorgestreckt hatte, und sagt: Better Müller, wo sind meine 200 Gulden? Das Bäuerlein hat nichts, und Ihr seid mein Bürge. Da ging dem Better Müller ein Licht auf, und er sagte: Ich bin zwar ein C— gewesen, aber sagt's nur nicht weiter, Better; ich will's mit Euch im Stillen abmachen, daß es der Kalendermacher nicht erfährt, sonst bekomme' ich zum Schaden den Spott noch obendrein! Aber der Kalendermacher hat's doch erfahren, und dem lieben Publikum verrathen, damit es sich, wenn's der Fall geben sollte, mit dem Bürgen in Acht nimmt, und weiß, daß auch unter manchem Zwischmitttel ein feiner Hallunke steckt.

Falsche Schaam, langer Gram.

In einem der lieblichen Thäler, an denen der Thüringerwald so reich ist, und die besonders für den an keine Berge gewohnten Bewohner des nördlichen Deutschlands eine so angenehme Erschöpfung sind, lag an dem Fuße eines tieferab bewaldeten Hügel eine ländliche Försterwohnung. Der Oberförster, ein schon ergrauender Fünfziger, aber dabei noch immer ein unermüdlcher Waldmann, hatte einen einzigen Sohn, Namens Konrad. An diesem hing der wackere Forstmann als an seinem einzigen theuersten Erdengute mit der ganzen Liebe eines treuen Vaterherzens.

War doch Konrad ein gar kräftig heranblühender 17jähriger Jüngling, stark an Körper, kecken, muthigen Geistes, offenen, treu am Vater hängenden Gemüthes.

Von zarter Kindheit an war der Knabe eine Waise gewesen, denn er erinnerte sich nicht mehr seiner Mutter, und so oft er darnach fragte, legte sich eine finstere Wolke des Grames und der Schwermuth über des Vaters Angesicht und ein tiefliegender Schmerz zuckte so sichtbar durch seine Züge, daß Konrad zuletzt sich vorgenommen hatte, nie mehr den theuern Vater durch derartige Fragen zu betrüben.

Und wahrlich der Oberförster hatte allen Grund, bei solcher Frage traurig zu werden!

Einst hatte auch er eine junge Gattin besessen, einst hatte er von glücklichen Tagen der Zukunft ge-

träumt, aber es war auch nur ein Traum gewesen, und ein kurzer Traum. Drei Jahre lang hatte er seine Gattin bejessen, sie hatte ihm einen Knaben und ein Töchterlein geschenkt, und Vater und Mutter waren glücklich, wenn ihre Augen auf den theuern Pfändern ihrer Liebe ruhten.

Aber schnell waren diese glücklichen Stunden zerrennen. Die Mutter ward, wie wenn ein böser Geist in sie gefahren wäre, plötzlich eine andere, oder hatte der glückliche Gatte vor lauter Zärtlichkeit und Liebe sie bisher in einem andern Lichte gesehen! Schön war sie zwar äußerlich, aber es kam eine solche Häglichkeit innerer Untugenden bei ihr zu Tage, daß aller Glanz äußerlicher Reize in den Augen des Gatten dadurch verdunkelt wurde. Sie nahm immer mehr ein hochfahrendes, stolzes Wesen an, kümmerte sich nicht um das Haus und um die Kinderzucht, besuchte Tag für Tag Gesellschaften, Kaffeewisiten, Kränzchen in dem nahen Städtchen, fühlte sich glücklich, wenn leere gefallsüchtige Zierpuppen, duftende Herrchen sie umgaukelten, und ihrer Eitelkeit schmeichelten, und wenn der mehr und mehr bekümmerte Gatte ihr in Freundschaftlichkeit und Schonung, dann in dem Ernste ächter Gattenliebe Vorstellungen machte, so lachte sie seiner Worte, oder behauptete, sie sei für etwas Höheres geschaffen als für einen ungebildeten Förster. Zwar fühlte sie wohl, daß sie auf unrechtem Wege wandelte, aber falsche Schaam hielt sie zurück von der Umkehr, zwar fühlte sie wohl, daß ihr Gatte Recht hatte, aber falsche Schaam erlaubte ihr nicht, ihm Recht zu geben.

Daß auch das Hauswesen dadurch mehr und mehr in Verfall gerieth, das Gesinde allmählig zuchtlos wurde, die Kinder ihre Mutter kaum zuwellen sahen, und die so nöthige erste Mutterpflege entbehren mußten, versteht sich von selbst.

Endlich riß dem Oberförster die Geduld. Eines Tages forderte er ernst und entschieden von seiner Gattin, daß sie ihr Leben ändern möchte, und, als sie ihm mit gewöhnlichem Hohne antwortete, ließ er ihre gesammte Habe zusammenpacken, aufladen, die Frau auf den bereit gestellten Wagen setzen, und wünschte ihr eine glückliche Reise.

Der Wagen entfernte sich mit dem halsstarrigen Weibe und ihrer Habe, und mit thränenfeuchtem Blicke sah der Vater mit seinen beiden Kindern an der Hand der Abreisenden nach, welche keinen Blick zurückwarf auf das Theuerste auf Erden, von dem sie hinwegzog. Wohin sie fuhr, wußte er nicht. Doch vermutete er, sie würde sich zu ihren Eltern begeben. Der Knecht aber, als er zurückkam, berichtete, die Frau sei unterwegs abgestiegen, habe ihm befohlen, den Wagen in das Haus ihrer Eltern zu führen, und sei sodann auf einem Seitenpfade verschwunden.

Acht Tage nach dieser traurigen Begebenheit war auch das zweijährige Töchterlein des Oberförsters nir-

gends mehr zu finden, alle Nachforschungen in der nähern und fernern Umgebung blieben fruchtlos, alle Nachfragen bei den Eltern der Mutter vergeblich, und der Vater mußte sich endlich bei dem freilich trostlosen Gedanken beruhigen, das Kind sei doch wenigstens nicht verunglückt, sondern in den Händen der Mutter. So blieb denn der brave Mann allein mit seinem Sohne Konrad, einem damals etwa dreijährigen Knaben.

Zwar wuchs dieser heran zur Freude und Wonne seines Vaters, allein dies vermochte dennoch nicht die tiefe Wunde zu heilen, die in dem Herzen des Ehrenmannes fortblutete, und immer wieder von neuem aufging, wenn er in des Knaben und Jünglings Zügen so manchen Zug der noch immer theuern Mutter erkannte.

Zwanzig Jahre waren seit dem Tage des schweren Abschiedes vergangen. Der Pfarrer des Ortes hatte die Nachricht erhalten, Mutter und Tochter seien in einer ziemlich entfernten Gegend gestorben. Stille Trauer herrschte da in dem Forsthause, aber die Erinnerung, das treue, liebende Andenken an die Verlorene war nicht gestorben.

Eines Tages war Laufe im Pfarrhause. Der Oberförster war einer der Gevattern. Im Forsthause zurück blieb der Sohn Konrad, und Küche und Kammer der Obsorge eines jungen Mädchens anvertraut, das vor wenigen Wochen der Pfarrer dem Oberförster als eine arme Waise empfohlen hatte.

Im Pfarrhause aber ging es gar munter und fröhlich zu, denn wo gute Menschen miteinander ein freudig Stündlein halten, da halten die Engel der Heiterkeit und der muntern Laune auch stets ihren willkommenen Einzug.

Da erhob gegen Ende des Mahles der Pfarrer seine Stimme mit der Erklärung, er habe eine sehr anziehende Geschichte zu erzählen. Und er begann zuerst, was einen sichtbar trüben Eindruck auf die Anwesenden hervorbrachte, die frühere Geschichte des Oberförsters zu erzählen bis zu dem Punkte, an welchem wir selbst die von ihrem Manne geschiedene Frau verlassen haben. Als dann fuhr er also fort:

Die arme Verlassene stand kaum allein, auf sich beschränkt in dem einsamen Walde neben der Landstraße, als eine mächtige Sehnsucht nach ihren verlassenen Kindern sie ergriff. Daher schlich sie sich in den nächsten Tagen wieder in die Nähe des Hauses traf eines Abends das hinter demselben spielende Mädchen, und nahm es mit sich fort. Hierauf entfernte sie sich weit von der Heimath, doch als die Baarschaft, welche der Gatte ihr noch mit auf den Weg gegeben hatte, zur Neige ging, da begann sie erst recht das Trostlose ihrer Lage zu überblicken. Wohin sich wenden? Ihrer Eltern Haus, das wußte sie, war ihr verschlossen, an ihren Gatten zu schreiben, ihn um Verzeihung zu bitten, reuig und Besserung ge-

lobend zu ihm zurückzukehren, das erlaubte ihr eine gewiffe falsche Schaam nicht.

Abends gelangte sie halb verzweifelt in ein einsames Dorf. Im Gasthaus, in dem sie einkehrte, erkundigte sie sich, denn was blieb ihr Anderes übrig, nach einem Plage etwa als Haushälterin oder Aufseherin, und siehe da, es wohnte in einem Schlosse in der Nähe ein alter Edelmann, der gerade eine Haushälterin suchte. Des andern Tages meldete sie sich bei ihm, und der Platz wurde ihr zu Theil. Das kleine Mädchen brachte sie bei einem Pächter des Schlossherrn unter, und so war für den ersten Augenblick der Noth gesorgt. Aber die schönen Tage der Gesellschaften und der Bälle und der Freude waren vorüber. Schwere häusliche Arbeit wurde ihr Theil, und die zarten Hände, die sonst nur auf dem Klavier geklappert und mit dem Fächer gespielt hatten, mußten zu Fesen, ja selbst zu Karst und Spaten greifen, und die weiße Haut des Angesichtes bräunte sich im heißen Sonnenbrand. Aber sie trug und that Alles mit Geduld und Ergebung, ließ sich selbst die rauhe Weise des alten Hausherrn gefallen, denn mehr und mehr hatte ihre Sinnesart sich umgewandelt, und ihr inneres Leben eine andere Richtung genommen. Sechs Jahre hatte sie so in dem Schlosse zugebracht, als der Edelmann starb. Von Neuem stand sie verlassen in der Welt, und noch konnte sie sich nicht entschließen, den entscheidenden Schritt reuiger Rückkehr zu thun. In einem nahegelegenen Edelhause fand sich eine neue Stätte, aber von ihrem lieben Töchterchen mußte sie sich trennen. Auch an dem neuen Plage blieb sie unter Mühe und Arbeit sieben volle Jahre.

Da brach endlich ihres stolzen Herzens eiserne Rinde entzwei, und mit unüberwindlicher, unaufhaltsamer Gewalt schlug daraus die helle Flamme lang unterdrückter Liebe hervor, und eine nimmer zu bezwingende Sehnsucht zog sie heim zu ihrem so lange verlassenen Heerde. Alle bald holt sie ihr Töchterlein ab, eilt heim zu den Stätten, an denen sie einst so glücklich hätte sein können, und so leichtsinnig ihr Glück verschert hat. Und seit vier Wochen ist sie — Wo ist sie, wo? rief auffspringend der Oberförster, dessen Angesicht sich allmählig zu der Beklärung seliger Freude erheitert hatte. — Hier ist sie! rief da aus einer Seitenthüre hervorstürzend, eine ältlich gewordene, aber immer noch hübsche Frau, welche sich zu des Oberförsters Füßen stürzen wollte, von diesem aber in stummer Freude des Wiedersehens in die offenen Arme geschlossen wurde. Doch ehe noch die Trunkenheit erster Freude vorüber war, trat Konrad ein, die arme Waise an der Hand führend, die in des Oberförsters Hause seit einigen Wochen Unterkunft gefunden hatte, und welche der Pfarrer von dem bevorstehenden glücklichen Wiederfinden bereits benachrichtigt hatte, und in dem Augenblick, als die vier glücklichen Menschen in

einer Umarmung verschlungen lagen, traten den anwesenden Gästen ringsum Thränen der Rührung in die Augen, und der Pfarrer sprach dazu im Stillen den Segen zum wiedergeschlossenen, glücklichen Ehebunde.

Was ist schön?

Wie der Geschmack, oder besser gesagt die Thorheit der Menschen hinsichtlich der äußern Kleidung gewechselt hat, und noch täglich wechselt, und junge und alte Narren meinen, sie könnten unmöglich den gehörigen Respect vor der Welt finden, wenn sie nicht nach neuestem Pariser Schnitt sich kleiden lassen, so daß das, was heute schön und geschmackvoll heißt, morgen als häßlich und geschmacklos weggeworfen wird; gerade das Gleiche, oder doch beinahe das Nämliche war es seiner Zeit mit der sogenannten körperlichen Schönheit. Wie nun aber alle solche Kleidertollheit in Frankreich ausgehebt worden ist, so ging es auch mit der Schönheit.

In den letzten zweihundert Jahren, in welchen in Frankreich die Könige dem Hofe, und dieser dem ganzen Lande das Beispiel der Unsittlichkeit und des gränzenlosesten Leichtsinnes gab, in welchen namentlich die Könige einzelnen Frauen ihre Gunst zuwenden, und sich dann natürlich von diesen wieder leiten ließen, in dieser Zeit war gewöhnlich nicht allein der Kleidergeschmack solcher bevorzugter Weiber, sondern auch ihre Haarfarbe, ihre Gestalt, ihre Gesichtsbildung maßgebend für ganz Paris, und dieses für Frankreich.

Hatte eine solche Frau helle Haare, so waren diese, hatte sie schwarze, so galten die schwarzen für schön, und wer andersfarbige von der Natur empfangen hatte, mußte dieselben verfälschen, oder verbergen, oder sich derselben schämen.

Bald galt so eine magere, bald eine dicke Gestalt, bald eine lange, schmale, bald eine kurze Stumpfnase, bald ein kleines, bald ein großes Auge, bald ein aufgeworfener, bald ein eingezogener Mund, bald eine runde volle, bald eine grubige Wange, bald ein langer schmaler, bald ein kleiner und kurzer Fuß, bald ein heiteres, lustiges, bald ein ernstes, sinnendes Wesen für schön und anbetenswürdig.

Nun, dieses kindische Wesen hat zwar, Gottlob! mit der Zeit nachgelassen, aber aufgeblüht hat es noch nicht ganz, und noch gibt es leider Viele, die lieber einem Pariser Schneider hundert Gulden, als einem ehrlichen (wenn's wahr ist) deutschen Schneider die Hälfte bezahlen, damit sie nur sagen können, sie hätten einen Pariser Rock auf dem Leibe. Aber zum Glück gibt es doch auch noch mehr geschickte Leute, die anders denken und handeln.

Ein Prairienbrand.

Der liebliche Spätherbst hatte eine Anzahl Reisender eingeladen, in der Prairie von den Pferden zu steigen und bei einem Mittagsmahl, aus einem köstlichen Büffelrücken bestehend, einige Stunden behaglicher Ruhe zu pflegen. Die ganze unermessliche Prairie liegt schweigend, als ob sie Raste oder Mittagsruhe halte, während die Sonne bereits nach Westen sich neigt. Gemüthlich plauderten die Jäger oder Reisenden von der Jagd auf den Prairien und den Gefahren, die sie bestanden; sieh, da werden die Pferde auf einmal unruhig, toll und suchen mit aller Gewalt sich loszureißen von dem Lasso und zu entfliehen. „Auf! auf!“ ruft der erfahrene Gabriel, „auf ihr Freunde! Schnell die Pferde gesattelt! Rettet euer Leben! Die Prairie steht in Flammen, und die Büffel jagen gegen uns heran!“

Da waren keine Worte zu verlieren; alle sprangen auf, es galt das Leben! Nur die schnellste Eile kann retten. In einer Minute sind die Pferde gesattelt, in der zweiten jagen die Reiter schon über die Prairie hin. Es bedarf nicht des Antreibens der Pferde; der Naturtrieb lehrt diese Thiere die drohende Gefahr, und von selbst thun sie das Aeußerste, sich durch die Flucht zu retten. Und „Hurrah! Heissa, Hopp, Hopp, Hopp, ging's fort im saufenden Galopp, daß Roß und Reiter schnoben, und Kies und Funken hoben!“

Eine Stunde lang jagen die Geängstigten mit unverminderter Schnelligkeit fort, da fühlen sie plötzlich, daß die Erde hinter ihnen zittert, und bald schlägt das entfernte Gebrüll und Geheul und todessängstliche Geschrei zahlloser Thiere aus der Ferne an das erschreckte Ohr. Immer schwerer und drückender wird die Luft, und eine Flamme, ein Flammenmeer, rascher als der Wind, steigt auf am Horizonte und kommt von Secunde zu Secunde näher. Flüchtiges Rothwild aller Arten schießt pfeilschnell an den Reitern vorüber; Hirsche in Gesellschaft von Löwen und Pantheren springen über die Gründe; wie ein Traumbild fliegen Heerden von Elenthiere und Antilopen vorbei, und dann rast wieder die gestreckte Gestalt wilder Pferde oder die plumpe Masse eines Büffels über die Prairie.

Die Pferde der Reisenden strengen jede Nerve an; mit der Schnelligkeit des Sturmwindes fliegen die Reiter, und doch dünkt es den geängstigten Gemüthern, als ob sie stille ständen. Die Luft verdichtet sich noch mehr, die Hitze drückt erstickend, lauter und entsetzlicher tönt das Geheul und Geschrei der verfolgten Bersolger in Ohren und Gemüther der Reiter, und so gräßlich, wie aus den Tiefen der Unterwelt, klingt zuweilen das Geschrei der Todesangst, daß die Pferde in ihrem tollen Laufe eine

Secunde erschreckt und zitternd stille halten, ehe sie der Schrecken weiter jagt.

Ein edler Hirsch fliegt den Reitern vorüber. Seine Kraft ist gebrochen, und in wenigen Minuten liegt er todt am Boden. Aber bald wälzt sich mit dem rauschenden Getöse des Wirbelwindes die ungeheure Masse schwererer und unbefählicherer Thiere nach. Büffel und Pferde, alles vermengt, ein ungeheurer dunkler Körper, Meilen breit, Meilen tief, ein unermesslicher Klumpen wälzt sich mit der Schnelligkeit einer rollenden Kugel heran, jedes Hinderniß niederiretend. Noch etwa eine halbe Stunde ist dieser walzende Fleischberg hinter den Reisenden; die Pferde sind jaft erschöpft; sie sind verloren; in wenig Minuten werden sie zerstampft sein. —

In diesem fürchterlichen Augenblicke ertönt fest und gebieterisch des Führers Gabriel helle Stimme. Gewohnt an die Gefahren der Wildniß, schaut ihnen der erfahrene Jäger ungebeugt und entschlossen in's Angesicht. „Herab von den Pferden! Zwei mögen sie fest halten! Die andern streifen ihre Hemden ab! Schnell!“ Unwillkürlich gehorchen alle. Gabriel zündet ein Stück Zunder auf der Pfanne seines Gewehres an, und bald lodert aus Hemden und Tüchern, verdorrtm Prairiegas und Büffeldünger ein mächtiges Feuer empor, emsig geschürt und verstärkt durch neu hinzugebrachte Haufen dürrer Grases.

Ein Beben der Erde, als ob sie in ihren Grundvesten wankte, ein Angstgeheul, ein Gebrüll der Wuth und des Schmerzes verkündete nun den Reisenden das Anrücken der schrecklichen Thiermassen. Schon konnten sie ihre Hörner, ihre Füße unterscheiden — das Feuer ist im Erlöschen, die Flammen sinken zusammen — wer hat die Kraft, die Bestimmung, sie zu nähren? — Sie rücken heran, die rasend gewordenen Zehntausende; wie glänzend funkeln ihre Augen! wie sieht ihnen der Schaum auf dem triefenden Rücken! Beugen sie aus? Springen sie dem Feuer seitwärts? Großer Gott, nein! Immer näher und näher kommen sie, die sicheren Todesboten. Der Augenblick, wo die Reisenden zermalmt werden müssen, ist da. Gräßlich! Gräßlich!

Ein Knall, ein gewaltiger Luftdruck, eine plötzlich aus dem Feuer aufsteigende rothe Flamme, ein Gebrüll, als heulten Millionen Büffel auf einmal, — geht die Erde unter? Jede Secunde erwarten die Reisenden die Hufe, die sie zerireten sollen; aber sie kommt nicht, nur die Erde zittert, nur die Reisenden beben; der Tod kommt nicht.

Auf seine Büchse gestützt, lehnt Gabriel, mit scharfem, aber ruhigem Blicke die Lage überschauend. Im Augenblicke der höchsten Gefahr hatte er die Flasche mit Branntwein geopfert; sie war zerplatzt, und zurück prallten die zottigen Bestien vor den aufschießenden Blitzen der scharfen, blauen Feuer säule, und hundertten derselben brachte die Stockung des

Zurückprallens einen zerquetschenden Tod. Ringsum sahen die Reisenden nichts als die zottigen Mähnen der plumpen Ungeheuer; kein Spalt war in den fliehenden Massen bemerklich, außer der schmalen Linie, die sich geöffnet hatte, das Feuer zu meiden.

Wird die Linie offen bleiben? wird sie sich schließen? Das Leben hängt davon ab. Sobald ein Thier durch das immer niedriger brennende Feuer springt, werden Tausende nachsetzen, und alle Mühe und Besonnenheit Gabriels wird zu Schanden, die Reisenden sind dann verloren.

Die Vorsehung wacht über das Leben der Reisenden in der Wildniß unter Tausenden wüthender Bestien. Freilich wohl werden ihnen die Secunden, während die Thierhaufen rechts und links vorüberfliegen, zu martervollen Stunden, bis endlich die Kolonnen dünner und dünner sich gestalten. Zuletzt sind sie nur noch von den schwächeren und erschöpfteren Thieren des Nachtrabs umgeben. Die erste Gefahr ist vorüber, aber eine andere eben so grobe nahe heran. Die ganze Prairie steht in Flammen, und die zischenden Fluthen des Feuers rücken mit furchtbarer Schnelligkeit auf die Reisenden los. Die Pferde haben wieder einigen Athem gewonnen, darum frisch in die Sättel! Und gesagt von der Todesangst, rasen Kasse und Reiter nun den Büffeln nach.

Es war ein furchtbarer Anblick! Ein Feuermeer in seiner tobenden Wuth, während seine Wellen immer und immer außerordentlich schnell vorwärts treiben, das grauenhafte Zischen derselben aber das Blut in den Adern stocken macht. Flammen und Feuer auf der Prairie und in der Luft, eine Rauchwolkenmasse darüber und ringsum, und die Reisenden mit ihren Pferden in dieser gräßlichen Gefahr nur angewiesen auf die Schnelligkeit ihrer Thiere!

Immer sagten sie fort und fort. Das Feuer war dicht hinter ihnen, da gewahrten sie auf einmal, daß etwa eine Viertelstunde vor ihnen die unermessliche Heerde einen tiefen Schlund erreicht hatte, den die Thiere in der Todesangst zu überspringen suchten, wobei Tausende auf Tausende in den dreihundert Fuß tiefen Abgrund stürzten.

Immer geschwinde steigt das Feuer heran, immer heftiger lodern die Flammen auf, als wollten sie ihre Beute nicht fahren lassen; seine Wogen wirbeln über den Köpfen hin und ersticken die Flüchtlinge fast mit ihrer Hitze und ihrem schwarzen Rauche. Eile ist Leben, der Schlund muß die Belegten retten oder begraben. Sie springen hinab, und erreichen, gefühllos und bewegungslos, ihr tiefsten Boden. Zur Besinnung gekommen, fühlen sie sich unverletzt; das Zischen und Krachen des Feuers aber dauert oben über ihren Häuptern fort, und schauernd sehen die Geretteten zu den Flammen hinauf, die oben am Rande des Abgrundes fortwüthen, bald auflobernd, bald sich senkend, als wollten sie nicht ruhen und rasten,

bis alles Leben auf den unermesslichen Prairien vernichtet sei.

Die Reisenden sind gerettet. Ihr Fall brach sich an der ungeheuren Masse von Thieren, auf den Tausenden von Leichnamen, die eine Secunde vorher den Sprung über den Abgrund aus Furcht vor dem Feuer oder gedrängt von den nachstürzenden Massen gemacht hatten und bei demselben Hals und Brine in der Schlucht gebrochen hatten, so daß ihre Leiber wie Rissen die Reisenden aufnahmen. Die Reisenden wickeln sich aus diesem Chaos thierischer Leichname und gewinnen tiefer unten einen freien Platz, auf dem sie ausruhen. Doch das fortbauende Zittern der Erde belehrt sie, daß der rasende Wettlauf der Thiere und des Elements noch immer nicht aufgehört haben. Sie preisen sich glücklich, gerettet zu sein, danken dem Himmel für ihre Rettung, und da sie vor unmittelbarer Gefahr sicher sind, thun sie sich gütlich mit einem Büffelkalbe, dessen Gebeine in Splitter zerschellt sind.

Als sie nach einigen Mastagen ihre Prairiereise fortsetzen, gelangen sie zu einem See, dessen Fluthen den Wellen des Flammenmeeres einen Damm entgegengesetzt hatten, hinter welchem die Haufen der tödtlich gekegten Thiere endlich den ersetzten Ruhepunkt gefunden. Ein paradiesischer Anblick! So weit das Auge reicht, Tausende und Tausende von Thieren ausgestreckt, theils die ermüdeten Glieder leidend, theils, ohne aufzusehen, die Häuse vorstreckend, um das Gras in ihrer Umgebung abzuweiden. Alle sonstige Feindschaft der einzelnen Gattungen und Arten unter einander hat während der gemeinsamen Todesgefahr geruht, und die gegenwärtige gänzliche Erschöpfung aller hat den Waffenstillstand nothgedrungen verlängert. Wölfe und Panther liegen nur wenige Schritte von einer kleinen Herde Antilopen; Büffel, Bären und Pferde ruhen unter einander, und keines vermag sich von der Stelle zu rühren, auf welche es die vollkommenste Erschöpfung hat niedersinken gemacht.

Dort liegt ein Jaguar, der grimmig nach einem fünf Schritte entfernten Büffelkalbe schaut; beim Anblick der Reisenden versucht er aufzusehen, aber gänzlich kraftlos krümmt er seinen Leib kreisförmig, verbirgt mit seinen schweren Tagen den Kopf auf der Brust und stößt ein langsames klagendes Geschrei aus. Nicht weit entfernt liegt ein herrlicher Edelhirsch, so abgemattet, daß er nicht ein paar Zolle weit sich bewegen kann, um das Gras zu erreichen, und seine verrothete Zunge zeigt deutlich, wie er durch Wassermangel leidet. Ein ächter Jäger, der Gabriel! Sofort holt er aus dem zwanzig Schritte entfernten See eine Mütze voll Wasser, sprengt dem edlen Thiere einige Tropfen auf die Zunge und läßt es die Mütze leeren. Als er ihm die zweite Mütze Wasser gereicht, leckt das dankbare Thier ihm die Hände und verfolgt den Wohl-

thäter mit Blicken, die aufrichtiger und deutlicher sprachen, als mancher vierseitige Dankfagungsbrief. Schäm dich, Undankbarer, vor dem Thiere, welches nie eine Wohlthat vergißt!

Nachdem ihre Pferde wieder Kräfte gewonnen, führt Gabriel die Reisenden weiter durch die Prairien dem Ziele ihrer Reise, Texas zu.

Die amerikanische Farm.

Der große Umfang des fruchtbaren Bodens, welchen die Regierung der Vereinigten Staaten besitzt, besteht aus Ländereien, die die europäischen Nationen an sie abgetreten, und solchen, welche sie den Indianern abdringt.

Kurze Zeit nach der Begründung des Bündnisses entschied der Congress, daß ein Theil der öffentlichen Ländereien für die Vertheidiger des Vaterlandes im Unabhängigkeitskriege erhalten und das Uebrige zur Tilgung der Schulden der Republik verkauft werde.

Ehe diese Ländereien nun zum Verkauf kamen, wurden sie in Cantone und Sectionen getheilt. Die Theilungslinien sind soviel als möglich nach den Hauptpunkten gezogen und scheiden sich im Rechteck. Der sechsunddreißigste Theil der öffentlichen Ländereien ist für immer zur Erhaltung der Schulen zurückbehalten worden; sieben Cantone dienen zur Unterhaltung der Universitäten.

Mehrere Millionen Morgen werden jedes Jahr unter den Hammer gebracht.

Der Titel, unter welchem das Eigenthumsrecht zuerkannt wird, ist höchst einfach; er besteht nämlich in einem Pergamentblatt, das den Tag des Ankaufs, die Lage des Landes, und den Namen des Käufers enthält. Dieses Document, das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten und dem Vorstand des Bureaus der öffentlichen Ländereien unterzeichnet ist, wird dem neuen Besitzer ohne Kosten ausgeliefert und kann von ihm ohne Formalität an jede andere Person abgetreten werden.

Die größte Zahl der Colonisten geht aus der Mittelklasse der Vereinigten Staaten hervor; diese bringen immer mehr in das Innere vor und gestalten die Oberfläche des amerikanischen Continents unmerklich zu einem ganz neuen Lande um.

Wenn ein Farmer der alten Staaten sich ausdehnen will, so beräth er sich mit seiner Frau, und hat er ihre Zustimmung, so sucht er sich in den neuen Gegenden des Westens ein großes Besitztum, das er sich mit geringen Kosten erwirbt. Er prüft die Karten, welche auf dem Burean der öffentlichen Ländereien aufgelegt sind, befragt die Reisenden, begnügt sich jedoch nicht mit den eingezogenen Erkundigungen, sondern sucht sich selbst Einsicht von dem Ganzen zu verschaffen. Er nimmt einen der Jäger, welche an den Gränzen sehr zahlreich sind,

zum Führer, und durchzieht mit ihm die ungeheuren Wälder, bis er das Besitztum erreicht hat, das er zu kaufen beabsichtigt. Er beurtheilt die Eigenschaften des Bodens nach der Natur seiner Produkte; er untersucht die Quellen, die Feuchtigkeit der Erde und ihre verschiedenen Lagen; notirt sich die Richtung der Bäche und Flüsse, die Zahl der Wasserfälle, an denen Mühlen zu errichten sind u. s. w. Nachdem er Alles reiflich erwogen, kehrt er zurück, macht den Beamten des Bureaus der öffentlichen Ländereien seine Vorschläge und bezahlt den einen Theil des Preises in Baarem, der andere bleibt auf dem Gut als Hypothek; dann macht sich der industriöse Colonist noch ohne seine Familie, nur von einigen Dienern begleitet auf den Weg. Seine erste Sorge ist nun einen bequemen Platz zur Erbauung einer Hütte aus Rinde zu finden und ein kleines Stück Land anzubauen. Ist ein hinreichender Raum urbar gemacht und ausgesät, so umgibt er ihn mit den Baumstämmen, die beim Urbarmachen niedergehauen werden mußten. Denn eine Umäunung ist nothwendig, um die Ernte vor den Angriffen der wilden Thiere zu schützen. Diese Zäune, welche aus langen Balken bestehen, geben dem cultivirten Lande Amerika's eine eigenthümliche Physiognomie. Der Sommer zieht dahin, und während der ganzen Zeit hat der mutige Anbauer nichts gesehen, als einige amerikanische Jäger mit ihrem Carabiner oder einige Wilde. Bei der ersten Herbstkühle kehrt der Colonist in den Schooß seiner Familie zurück. Am traulichen Herde erzählt er seiner Frau, seinen Kindern von seinen Arbeiten. Der Frühling kommt und nun begibt sich die ganze Familie auf den Weg. Zwei bis drei bedeckte Wagen enthalten die für dieses neue Leben nöthigen Gegenstände: Betten, Werkzeuge, Mundvorräthe. Die Erwartung erhält die Geister während der Reise rege; hat man sich aber in der Hütte eingerichtet, in der man während so langer Zeit von allen gesellschaftlichen Bezugnissen abgeschnitten leben soll, sieht man nichts um sich, als den hohen Saum der Wälder, das trockene, kaum urbar gemachte Land, die ewige und stille Einsamkeit, so gehört ein großer Muth dazu, um den Schritt nicht zu bereuen. Von dem Augenblick der Ankunft, bis zu der Zeit, da die Prairien grünen, die Obstbäume mit Früchten bedeckt sind, und das Feld von den Klößen der abgehauenen Bäume gereinigt ist, — wie viel Entbehrungen, wie viel Mühen! Wie soll man die Kleider, die Werkzeuge aller Art erneuern? Die ersten Erndten reichen kaum für die Bedürfnisse der Familie aus, und selbst, wenn sie mehr als sie nothwendig hat, einseimfen würde, versagte ihr der Mangel an Wegen, Nutzen daraus zu ziehen. Die Noth macht industriös; während der langen Winterabende, wenn das Holz im Kamin brennt und der Wind um das Haus stürmt, reparirt der Colonist, welcher Jeder mit sich gebracht, die Schuhe seiner

Familie, das
an seinen Wagen
Die Kinder sind
Kästen dienen,
konnte Am
Köcher, doch
So vor im
dei, die den Erd
er dienen, ma
malürige Zeit
reit im innen
für von Hof, da
diese Art in jeder
Robinson Crusoe
Schiffbrüche
Ivan und seine
mit ihr Glück

1) ygen
Reide vor
den Hübn
ihn dann m
ihn mit Mi
hangen stie
ist das Mitte
?) Gegen
Jägermann
Weide-Ep
einigen Lagen
diese bedur
schaben laßen

Wer gem
keine Mi
schlage es
über, aber
recht gar
Kaffee nach

Woran
Neu für ein
ein Reiseber
in einem Ober
lich, antwort
terland werden

Kantmann
Frau: J
Kantmann
Frau: J
doch wohl a

Familie, das Geschirr seiner Pferde und das Holz an seinen Wagen. Seine Frau webt grobe Stoffe. Die Kinder flechten Körbe, die statt der Koffer und Kästen dienen, welche man nicht mit sich nehmen konnte. Am schwierigsten wird die Verfertigung der Fässer, doch weiß sich auch hier der Colonist zu helfen. So oft er im Walde einen jener hohlen Bäume findet, die den Eichhörnchen im Winter als Zufluchtsort dienen, macht er sich ein Kennzeichen; hat er einmal übrige Zeit, so haut er ihn nieder, zersägt ihn, polirt ihn innen aus und erhält auf diese Weise eine Art von Faß, das die Natur selbst gebildet hat. Auf diese Art ist jeder amerikanische Anbauer ein neuer Robinson Crusoe; glücklicher jedoch als jener arme Schiffbrüchige arbeitet er nicht für sich allein; seine Frau und seine Kinder halten seinen Muth aufrecht und ihr Glück belohnt ihn für seine Mühen.

Mittel

1) gegen die Erbsöhe bei den weißen Rüben. Reibe vierundzwanzig Stunden vor dem Einsäen den Rübsamen mit zerhacktem Knoblauch, seuchte ihn dann mit etwas Mistjauche an, und vermische ihn mit Asche, damit die Körnchen nicht aneinander hangen bleiben, dann säe ihn. In trockenen Jahren ist das Mittel probat.

2) Gegen die Hühneraugen. Ein alter Jägersmann, der es bewährt gefunden hat, sagt: Weiche Epheublätter in Weingeist ein, lege sie nach einigen Tagen auf die Hühneraugen, so werden diese dadurch so erweicht, daß sie sich leicht abschaben lassen.

Künstliche Milch.

Wer gerne einen Kaffee trinken möchte, und weiß keine Milch zu bekommen, der nehme ein frisches Ei, schlage es in ein Gefäß, gieße kochenden Thee darüber, aber so, daß es nicht gerinnt, so wird er eine recht gute fette Milch bekommen, und sich seinen Kaffee nach Wunsch bereiten können.

Die kleinen Becken.

Warum sind denn die Bröddchen im Oberland viel kleiner für einen Kreuzer als im Unterland? fragte ein Reisender einst den Oberkellner eines Gasthofes in einem Oberländer Städtchen. Das ist ganz natürlich, antwortete dieser trocken, bei Ihnen im Unterland werden sie halt mehr Teig dazu nehmen.

Verhör.

Amtmann: Frau! Ihr Name?
 Frau: Ich heiße Lehmann.
 Amtmann: Ihr Alter?
 Frau: Na, wenn ich Lehmann heiße, so heißt doch wohl mein Alter auch so!

Fragen.

Was haben Zeitungen und Gemüse miteinander gemein? — (у газет и овощей)

Warum ist der Dattel einer zahlreichen Familie übel dran? — (У пальмы много детей)

Welcher Unterschied ist zwischen Lampenputzer und Schnupfen? — (у лампочника и насморка)

Sprüche u. s. w.

Das Benutzen der Zeit ist die Heerstraße zum Reich werden. Die Zeit ist ein Capital.

Früh auf, spät nieder, bringt verloren Gut wieder. Hast fremdes Geld im Verwahr, droht deinem Hause Gefahr.

Ein kleiner Gewinn, den man oft macht, ist besser als ein großer den man selten macht.

Verleihe gern allen, die da fehlen, außer dir selbst.

Die Vernünftigen lernen mehr von den Thörichtesten, als diese von jenen. Denn die Vernünftigen hüten sich vor den Fehlern der Thörichten, diese aber ahmen die besten Handlungen der Vernünftigen nicht nach.

Habe das rechte Schaamgefühl vor dir selbst, und du wirst dich nicht vor Andern zu schämen brauchen.

Begehre nicht viel, so wird dir das Wenige, das du gewinnst, viel scheinen.

Bis die Verhältnisse des Lebens deinem Willen sich anbequemen, mußt du deinen Willen den Verhältnissen anbequemen.

Beneide Niemand, denn der Gute verdient sein Glück und der Schlechte ist auch im Glück unglücklich.

Die Wahrheit ist ein anderer Name für Glück. Die Zeit, die Wahrheit zu sagen, ist da, wenn man die Wahrheit weiß.

Die Menge wird nur durch grobe Irrthümer oder große Wahrheiten fortgerissen.

Die hinkende Wahrheit kommt weiter als der geflügelte Irrthum.

Wie vielen Menschen geht es mit der Wahrheit und mit der Liebe zur Wahrheit wie Friedrich dem Großen, von dem man sagt, er liebe die Musik, das heißt, nicht eigentlich die Musik, sondern die Flöte, und nicht eigentlich die Flöte, sondern seine Flöte.

Befohlene Ansichten sind wie ein Weib, das man nicht freiwillig selbst gewählt hat; man hat dafür wenig Anhänglichkeit.

Wer biblisch redet, redet seine Muttersprache.

Räthsel.

Mit R bin ich Zipseln und Narren verbunden
 Und auch für geschelte Leute gemacht;
 Doch hab' ich mit R brav Hafer bekommen,
 So nimmt sich ein kluger Fuhrmann in Acht.
 (радуг радуг)